

Friedrich Nietzsche in Basel

Autor(en): Curt Paul Janz
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1970

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/7006c9aa-c378-4e89-9139-e980605bd397>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Friedrich Nietzsche in Basel

Zum Antritt seiner Professur vor 100 Jahren

Von Curt Paul Janz

Am 19. April 1969 waren es genau hundert Jahre, daß Friedrich Nietzsche nachmittags in Basel ankam zum Antritt seiner Professur für klassische Philologie an der Universität, mit der auch eine Lehrverpflichtung am «Pädagogium», den obersten Klassen des heutigen Humanistischen Gymnasiums, verbunden war.

Diese Berufung eines noch nicht 25jährigen hatte schon damals ein gewisses Aufsehen erregt und wurde in der Folge in der breit auswachsenden Nietzsche-Literatur fast zum Wunder gestempelt. Sieht man aber in die zeit- und ortsbedingten Voraussetzungen, so wird das Ereignis des Sensationellen rasch entkleidet und auf ein ruhigeres, wenn auch immer noch beachtliches Maß herabgestimmt.

Über dem Spektakulären sind leider zwei tieferliegende Fragen immer zu kurz gekommen: Was bedeutete diese Berufung für Basel, namentlich seine Universität – und, in der umgekehrten Blickrichtung: Was bedeutete die Berufung nach Basel für Nietzsche selber?

Die Universität Basel lag nach der Kantonstrennung 1833 und dem damit verbundenen finanziellen Aderlaß arg darnieder. Zudem bedrohten die neugegründeten Universitäten von Bern und Zürich und schließlich das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich (heute ETH) als Konkurrenz das Weiterbestehen der Basler Universität. Es blieben aber nicht nur die Studenten aus, man hatte teilweise auch Mühe, die Lehrstühle zu besetzen: Es fehlte an den finanziellen Mitteln *und* an den Interessenten. Mit zielbewußter Energie retteten der große Peter Merian und Ratsherr Andreas Heusler die Schule aus der äußersten Gefährdung, und ihr Werk setzte Ratsherr Wilhelm Vischer-Bilfinger bis zu seinem Tode 1874 erfolgreich fort.

Es ging darum, aus einer fast nur noch Übergangs- und Vorbereitungsschule wieder eine «Promotions»-Universität zu schaffen. Den verantwortlichen Männern standen dabei zwei Wege offen. Einmal konnten sie die einheimischen Akademiker wieder mehr an ihrer Stadt-Universität interessieren (in diesem Bestreben gelang die Rückgewinnung Jacob Burckhardts) und dann den Lehrkörper mit ausländischen Dozenten ergänzen. Bei der damals geringen Bedeutung der Anstalt und dem mehr als bescheidenen Wirkungskreis von nur einigen wenigen Studenten war gar nicht daran zu

denken, avancierte ausländische Kräfte nach Basel zu bekommen; man mußte sich auf die jüngste Akademikergeneration ausrichten. So kamen viele sehr junge nachmals berühmte deutsche Dozenten nach Basel, die in dieser Anstellung kaum etwas anderes sahen als ein kurzes Dozentenpraktikum, ein Sprungbrett an renommiertere deutsche Hochschulen; es war ein ständiges Kommen und Gehen. In dieser Aufbausituation und bei dem kleinen Dozentenbestand konnte man es sich nicht leisten, einen wichtigen Lehrstuhl längere Zeit, auf Jahre hin, unbesetzt zu lassen. Man konnte nicht zu wählerisch sein und mußte ein gutes Quantum Vertrauen auch in das Glück haben – und man hatte vielfach Glück!

Nun war die klassische Philologie in eine eigene Notlage geraten. Der bisherige Hauptvertreter, in erster Linie Latinist, Professor Franz Dorotheus Gerlach, war schon seit 1820 im Amt. Er hatte lange Jahre nebenher auch die Universitätsbibliothek geführt und damit eine riesige Lebensarbeit hinter sich gebracht. Die «Milde des Alters» blieb ihm leider versagt, und darum hinderte man in keiner Weise ein schrittweises Zurückweichen des verbitterten Mannes aus seinen Tätigkeiten. Es mußte also eine junge, voll leistungsfähige Kraft gefunden werden. Die griechische Philologie wurde betreut von Professor Wilhelm Vischer-Bilfinger; aber er wuchs mehr und mehr in Ämter und administrative Aufgaben hinein und wurde schließlich Mitglied der Regierung. So mußte auch für ihn Ersatz geschaffen werden. Als Ratsherr, dem das ganze Erziehungswesen des Kantons unterstand und als der er ex officio Präsident der Kuratel und des Erziehungskollegiums war, oblagen ihm die Fragen, die mit der Besetzung der Lehrstühle zusammenhingen. Und er nahm sich dieser Aufgabe mit aller Umsicht an.

Zunächst gelang ihm 1861 die Berufung des Gräzisten Otto Ribbeck, der aber nur drei Semester in Basel blieb, um dann im Herbst 1862 nach Kiel weiterzuziehen. Ribbeck kam aus der Schule des damals berühmten Friedrich Ritschl, der bis 1865 in Bonn und hernach in Leipzig lehrte und eine Reihe hervorragender Philologen herangeschult hatte. Wilh. Vischer schätzte Ritschl und seine Schule hoch.

Auf das Wintersemester 1861/62 war auf Antrag der Professoren Vischer, Ribbeck und Gerlach als erstes derartiges Institut an unserer Universität das «Philologisch-pädagogische Seminar» eingerichtet worden. Die Anregung mag wohl von Ribbeck ausgegangen sein, vielleicht war es sogar seine Bedingung zur Annahme der Berufung gewesen, denn er hatte in seiner vorherigen Stellung in Bern 1859 ebenfalls ein solches Seminar eingerichtet. Den Antrag bei den Behörden durchzusetzen, war dann die Sache Vischers. Dennoch verließ Ribbeck Basel noch im selben Jahr. Rasch mußte ein Nachfolger gefunden werden, der auch das neue Seminar in der eben begonnenen Weise weiterführte. Was lag da näher, als wieder einen Ritschl-Schüler zu berufen? So wurde Ribbecks Nachfolger der erst 25jährige Adolf Kießling. Er blieb bis 1869 in Basel, worauf er nach Hamburg berufen wurde und damit die Bahn freigab für den noch etwas jüngern Nietzsche. Er ließ aber die Universität nicht einfach im Stich, sondern wandte sich an seinen ehemaligen Lehrer mit der Frage nach einem möglichen Nachfolger. Diesen Schritt kann er kaum ohne das Einverständnis oder gar den Auftrag seines Kollegen und Vorgesetzten, des Ratsherrn Prof. Vischer, unternommen haben. So kam also sicher wieder ein Ritschl-Schüler zum Zuge.

Auch diesmal mußte wieder rasch gehandelt werden. Für die Berufung stützten sich die Behörden auf zwei Grundlagen: die persönlichen Empfehlungen durch anerkannte Autoritäten und Vertrauenspersonen und auf die publizierten Facharbeiten der Kandidaten. Damit lag die Berufung Nietzsches nahe.

Die Nachfahren haben aus der immerhin doch relativ frühen Berufung ein Testimonium gemacht, das Nietzsche als frühreifes Genie ausweisen sollte. Das war er indes nicht. Als er die Schule in Pforta mit dem Abschlußzeugnis verlassen konnte, war er fast 20jährig. Er hatte von dieser Schule her im altsprachlichen Wissen einen Vorsprung vor den Absolventen der Gymnasien. Dennoch studierte er seine neun Semester. Das überschwängliche Empfehlungsschreiben Ritschls ist oft zitiert und Ritschl auch angekreidet worden. Aber was besagt es im Grunde anderes, als daß der er-

fahrene Lehrer in dem jungen Manne eine außerordentliche Energie, einen scharfen Intellekt und einen ungewöhnlichen philosophischen Ernst angelegt sieht: Es ist ein Versprechen auf eine erfolgreiche Zukunft, eine sicher zu erwartende Evolution der hohen geistigen Anlagen unter dem Anspruch einer ihm gestellten Aufgabe. Mehr konnten die Basler Behörden in ihrer Situation damals nicht fordern. Und Ritschl behielt darin schließlich auch recht, nur wählte Nietzsche mit der Zeit eine andere Aufgabe, schritt er auf einer andern Bahn fort als auf der ihm durch das Amt vorgeschriebenen. Eine solche Aberration kann aber auch der gescheiteste Lehrer nicht voraussagen. Es ist das Risiko, das man im Grunde mit jedem Menschen eingeht; wie viele verständnisvolle Eltern haben das schon mit ihren Kindern erlebt.

Selbst der verbissenste Gegner Nietzsches wird anerkennen müssen, daß im Menschen Nietzsche diese von Ritschl konstatierten Anlagen vorhanden waren. Von nichts und ungefähr kommt seine unheimliche Wirkung auf das gesamte geistige Leben nicht. Die Empfehlung war also echt und konnte darum ihre Wirkung nicht verfehlen. Dazu kam das Zeugnis eines in dieser Zeit in Leipzig studierenden Baslers, der gewissermaßen «von außen» her beobachten konnte, wie dieser junge Nietzsche, zusammen mit seinem Freund Erwin Rohde, tatsächlich die führende Gestalt der jungen Leipziger Philologenschaft und von den Kommilitonen förmlich vergöttert war.

Außerordentlich früh konnte Nietzsche in der führenden philologischen Fachzeitschrift «Das Rheinische Museum» Arbeiten veröffentlichen. Sie betrafen vorwiegend den eigenartigen spätantiken Philosophiehistoriker Diogenes Laertius, dessen Werk in zehn Büchern eine unserer wichtigsten Quellen für die Kenntnis ganzer Sparten der griechischen Philosophie ist. Aber welches waren die Quellen dieses im dritten nachchristlichen Jahrhundert schreibenden Autors zu seinen Kenntnissen von den Sieben Weisen bis auf die Stoa und Epikur, also bis gegen tausend Jahre zurück? Immerhin eine eminent wichtige Frage der Philologie. Die Diogenes-Laertius-Textkritik ist seit Nietzsche Basel treu geblieben, und mit Stolz

und Freude wissen wir heute noch den kompetentesten Kenner dieses vielschichtigen Textes unter uns. Nietzsches Arbeiten zu diesem Problem sind durch die seitherige Forschung überholt, aber zu seiner Zeit war hier noch wenig geleistet und stellten seine Untersuchungen mindestens einen mutigen Schritt in ein dornenvolles Gebiet seiner Wissenschaft dar, was dementsprechend Aufsehen erregte. So lagen die von den Basler Behörden vorausgesetzten persönlichen und fachlichen Empfehlungen vor. Ein schwerer Hinderungsgrund konnte nur noch sein, daß der junge Kandidat noch nicht einmal promoviert hatte. Aber hier genügte die Zusicherung des Lehrers, daß dies nur eine Frage kurzer Zeit sei, und wirklich verlieh die Universität Leipzig Nietzsche am 23. März, also mehr als einen Monat vor dem Amtsantritt in Basel, den Grad eines Doctors. Daß keine mündliche Prüfung stattgefunden hatte, daran durften sich gerade die Basler nicht stoßen, hatten sie doch seinerzeit Jacob Burckhardt seinen Doctor ebenfalls ohne Prüfung und nur aufgrund der von Berlin aus eingesandten Dissertation verliehen; Burckhardt war nicht einmal hier immatrikuliert. Man versprach sich eben nicht alles Heil von den Formalitäten und Reglementen, sondern hatte noch freie Hand für persönlichen Entschluß und durfte den Blick von den Akzidentien auf den Kern wagen.

So war auch der Instanzenweg rasch durchlaufen. Am 10. Januar hatte Ritschl im Auftrage Prof. Vischers die erste Anfrage an Nietzsche gerichtet, der sich rasch entschließen mußte. Am 28. Januar konnte Vischer der Kuratel den Berufungsvorschlag unterbreiten. Diese stimmte ihm zu. Schon tags darauf, am 29. Januar, beschloß das Erziehungscollegium in demselben Sinne und erstattete Bericht an den Kleinen Rat. Der ausführliche Bericht ist von Vischer verfaßt. Am 6. Februar nahm der Kleine Rat von Antrag und Bericht Kenntnis und beschloß die Berufung in seiner Sitzung vom 10. Februar 1869. Es war wichtig, diese Daten einmal nach den Ratsprotokollen genau festzustellen, denn in der Nietzsche-Literatur schwankt die Datierung seiner Berufung immer zwischen dem 12. oder 13. Februar. Frühestens am 13. Februar konnte die

von der Kanzlei ausgefertigte Berufungsurkunde in Nietzsches Händen sein.

Basel hatte eigentlich Glück mit der Berufung. Nietzsche zeigte den festen Willen, hier sesshaft zu werden. Er gab seine preußische Staatszugehörigkeit preis und nahm das angebotene schweizerische Bürgerrecht an. Das hat in Basel nach den vielen kurzfristigen Wechseln auch in andern Fakultäten sicher befriedigt und beruhigt. Er stürzte sich auch mit Vehemenz in seine Aufgabe und las in den ersten Semestern – solange seine körperlichen Kräfte dies zuließen – ein ungewöhnlich reichhaltiges Programm, z. B. im Sommersemester 1870 zwei dreistündige Vorlesungen und ein Seminar an der Universität, acht Stunden Griechisch und vier Stunden Latein am Pädagogium; und gerade hier hatte er einen schönen Lehrerfolg. Trotz seiner relativen Jugend wurde er von den um nicht gar so viele Jahre jüngern Schülern als Autorität, als menschlich hoch überlegen empfunden und respektiert. Es gibt dafür zahlreiche Zeugnisse in Lebenserinnerungen seiner ehemaligen Schüler. Bei den Behörden war er wohlangesehen, auch nach Vischers Tod noch. Schon nach einem Jahr Tätigkeit wurde er vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor befördert, und bald folgten auch Gehaltserhöhungen, welche die Hälfte des Anfangsgehaltes von Fr. 3000.– im Jahr erreichten. Vom Herbst 1876 bis Herbst 1877 bekam er einen Erholungsurlaub bei voller Gehaltszahlung, und als er danach die Stunden am Pädagogium nicht mehr glauben durchhalten zu können, wurden sie ihm abgenommen bei gleichbleibendem Gehalt. Auch die große grundsätzliche Entzweiung mit den führenden Köpfen der philologischen Wissenschaft – angeführt von Ulrich von Wilamowitz – nach dem Erscheinen der «Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» vermochte das Vertrauen der Basler in ihren eigenwilligen Professor nicht zu erschüttern. Schließlich hatten sie so etwas vor wenigen Jahren schon einmal erlebt, als die historisch-kritische Schule eines Niebuhr oder Mommsen über das Werk ihres Mitbürgers J. J. Bachofen hergefallen war. Wie Bachofen hatte es Nietzsche mit seinem Werk auch wieder gewagt, in Schichten vorzustößen, die streng wissenschaft-

lich zwar nicht mehr zu fassen sind, deren Existenz aber dennoch nicht bestritten werden kann. Nichts hinderte offenbar, daß Nietzsche 1874 für zwei Jahre zum Dekan der Fakultät ernannt wurde. Auch dies muß alles klargestellt werden, weil in jüngster Zeit die Behauptung in Umlauf kam, Nietzsche habe sich mit seinem Buch in Basel unmöglich gemacht, und seine Demission 1879 sei nur die letzte Folge einer längst unhaltbar gewordenen Position gewesen.

Volle zehn Jahre gehörte Nietzsche dem Lehrkörper der Universität an. Es war sein längster zusammenhängender Aufenthalt im Laufe seines Lebens, und er hatte den festen Willen, auch weiterhin in Treue auszuharren. Nur so ist zu verstehen, daß er für das Sommersemester 1879 noch Vorlesungen und Seminar ankündigte. Aber der völlige physische Zusammenbruch verunmöglichte jede weitere akademische Tätigkeit. Am 2. Mai 1879 mußte er der Behörde das Gesuch um Entlassung einreichen. Es wurde ihm entsprochen mit dem aufrichtigen Ausdruck des Bedauerns, und wie echt dieses Bedauern war, wird schönstens belegt durch die Abgangsmodalität. Der noch nicht 35jährige Mann wurde nach nur zehnjähriger Tätigkeit mit zwei Dritteln seines Gehaltes in den Ruhestand versetzt. Das ist selbst nach den Grundsätzen moderner Sozialversicherung eine beachtliche Leistung, und sie wird überall lobend erwähnt, wo auch immer man auf das Leben Nietzsches zu sprechen kommt. Und das ist der weitere, allerdings ganz unbeabsichtigte Glücksfall, den Basel im Zusammenhang mit dieser Berufung erlebt, daß auf die Universität dadurch ein Licht fällt, das sie vor anderen auszeichnet.

Wilamowitz hatte wegen der Berufung den Vorwurf des Nepotismus erhoben; mindestens für Nietzsches Seite zu Unrecht. Auch hier gilt es, einer Fama entgegenzutreten. Es läßt sich aus den Briefen erweisen, daß Nietzsche nach zwei Semestern von Bonn und damit auch von Ritschl weg und nach Halle oder Berlin, oder vorübergehend sogar nach Straßburg gehen wollte. Der Entschluß seines Freundes Carl von Gersdorff für Leipzig zog auch ihn dahin, und erst nachdem er sich für Leipzig entschlossen hatte, vernahm er, daß auch Ritschl als Dozent nach Leipzig ziehen werde.

Er folgte also nicht Ritschl, wie das immer wieder gesagt wird. Auch von Leipzig strebte er immer wieder wegzukommen, weil er aus praktischen Überlegungen an einer preußischen Universität promovieren wollte, aber Ritschl verstand es, ihn mit interessanten Aufgaben zu binden; nie aber warb Nietzsche um seine Gunst. In Basel verdankte Nietzsche gewiß viel dem Wohlwollen Wilhelm Vischers. Aber sein Ansehen litt in keiner Weise, als diese schützende Hand ihm 1874 durch den Tod Vischers entzogen wurde. In der ganzen, vielmals bezeugten Bescheidenheit seines Auftretens muß dem Gegenübertretenden doch die Kraft einer einmalig geprägten Persönlichkeit spürbar geworden sein. Dazu kam seine immense Musikalität, die ihn mit allen führenden Musikern der Stadt bekannt werden ließ. Er besuchte die Münsteraufführungen, Proben des Basler Gesangvereins, weniger das Theater (weil man zu wenig Wagner gab!) und war ein beachteter und oft faszinierender Improvisator am Klavier, und zudem ein Mann feinsten Manieren. Die Achtung und Anerkennung, die er genoß, waren also aus seinem Wesen heraus selbst erworben und nicht von der Gunst eines Gönners künstlich errichtet und gestützt.

Viel tiefer greift die Frage nach der Bedeutung Basels für Nietzsche. Es ist nicht zuviel gesagt: Nietzsche wurde durch Basel in entscheidender Weise mitgeprägt. Für ihn bedeutete die Berufung Glück und Unglück zugleich. Auf die Glückseite gehört zweifellos einmal die Beamtung als solche, die dem von Haus aus nicht begüterten Manne zunächst eine von der Mutter und dem Vermögensvormund (es war eine kleine Erbschaft da) materiell unabhängige Stellung brachte und darüber hinaus eine, wenn auch bescheidene, ökonomische Sicherstellung nach dem ersten Zusammenbruch 1879 für die Jahre, die er zur Ausformung seines philosophischen Werkes in äußerlich unabhängiger Existenz brauchte. Ohne diese Freiheit von Berufsausübung oder finanzieller Not hätte er nicht die Muße für die Werke «Morgenröte» und spätere gehabt, und er hätte es sich nach Enttäuschungen mit Verlegern nicht leisten können, die Spätwerke auf eigene Kosten bei Nauemann als Kommissionär drucken zu lassen.

Wichtiger aber ist der geistige Gewinn. Da ist einmal der republikanische Stadtstaat, in dessen Konstitution und geistigem Leben der Altertumsfreund die Polis als immer noch mögliche Form staatlicher Gemeinschaft erlebte. Er kam aus kleinbürgerlichen Verhältnissen einer mitteldeutschen kleinen Beamtenstadt – Naumburg –, gewohnt, auf Gunst und Gnade eines landesherrlichen Fürsten zu achten. Schon sein Name «Friedrich Wilhelm» mußte Dank an Fürstengnade ausdrücken. Als Student war er auf dem besten Wege «Großdeutscher» zu werden; er begeisterte sich in Leipzig gegen seine partikularistisch-sächsische Umgebung für Bismarcks großdeutsche Politik unter preußischer Führung. In Basel lernte er diesen Standpunkt überwinden und wurde zum «Europäer». Basel hatte noch bis 1875, bis nach der Revision der Bundesverfassung, seine patrizische Verfassung. Vom Geiste dieses Ratsherrenregiments wurden Nietzsches politische Anschauungen geformt, die er bis zuletzt beibehielt. Den ganzen sozial-revolutionären oder gar nur freisinnigen Zug der Jahre nach der Verfassungsänderung hat er nicht mehr mitgemacht. Das Bild aristokratisch-bürgerlicher Gesellschaft, wie er es im Hause seines Tutors Wilhelm Vischer, aber auch in den Familien Bachofen, Thurneysen und Heusler erlebte, blieb ihm politisches Leitbild. Er behielt darum auch ein Gefühl der Beheimatung, des Verstandenwerdens in Basel. Er, der mehr und mehr vereinsamte und ergreifende Klage über die Echolosigkeit seines Werkes hinausrufen mußte, konnte noch 1887 an den Basler Kapellmeister Alfred Volkland, dem er die Partitur seines «Hymnus an das Leben» zustellte, schreiben: «. . . Angenommen, daß dieser ‚Hymnus an das Leben‘ Ihnen gefiele und einer Aufführung nicht unwerth erschiene: bei der Basler Gesellschaft, daran zweifle ich nicht, würde er mir lebhaftes Interesse erregen. Es giebt keinen Ort, wo man so viel gute Gesinnung gegen mich alten Philosophen hat, wie in Basel.»

Von noch nicht hinreichend geklärt und wahrscheinlich unterschätzter Bedeutung ist der Einfluß J. J. Bachofens und auch Ludwig Rütimeyers auf Nietzsche. Wenn es wohl auch nicht zu einer nähern persönlichen Beziehung zu Rütimeyer kam, dem Einfluß

dieser markanten Persönlichkeit konnte sich Nietzsche schwerlich entziehen. Ohne das Beispiel und die Haltung Rütimeyers in Betracht zu ziehen, wird man kaum je den Grund für Nietzsches kritische Stellung gegenüber Darwin verstehen können. Rütimeyer stellte Darwins materialistisch-mechanistischer Selektionstheorie das Primat des Geistigen entgegen als führende Kraft in der Evolution der Arten. Ohne diesen Grundgedanken ist Nietzsches ‚Zarathustra‘ nicht möglich, wenn er auch dort in einer hybriden Form verzerrt erscheint, nämlich in dem Anspruch, daß der Mensch kraft seiner geistigen Fähigkeiten die Sinngebung der Art selbst in den Griff nehmen könne.

Das größte Geschenk, das Nietzsche in Basel empfing, war die Bekanntschaft mit Jacob Burckhardt. Ohne damit in den Meinungsstreit einzutreten über die Grundlagen des Einverständnisses und des Trennenden zwischen den beiden schon durch eine Generationenspanne altersmäßig geschiedenen Größen, darf hier doch gesagt sein, daß Nietzsche eindeutig der Beschenkte war und daß Jacob Burckhardt ihm das hochverehrte Leitbild des souveränen Lehrers blieb, wie es noch in den Wahnbriefen durchbricht. Und genau so blieb Nietzsche der Beschenkte in einem andern menschlichen Verhältnis, das mittelbar mit Basel zusammenhing. Er war in die Nähe Tribschens bei Luzern gerückt, wo seit 1866 Richard Wagner residierte, das er nun von Basel aus leicht erreichen konnte. Nur kurze drei Jahre währte dieser nahe persönliche Kontakt, aber diese drei Jahre wurden zu einem der entscheidenden Erlebnisse in Nietzsches Leben.

Schon von Kindheit an hatte Nietzsche eine starke Beziehung zur Musik. Im Verkehr *mit* Wagner, schließlich in der Auseinandersetzung *gegen* Wagner und dessen Werk wurden die Aesthetik und die Kunstauffassung (was nicht dasselbe ist!) zu tragenden Problemen seines Philosophierens.

In Basel hatte Wagner keinen guten Boden, und namentlich der von Nietzsche so hoch verehrte Jacob Burckhardt verabscheute den dämonischen Menschen und sein verführerisches Werk. Viel von den spätern kritischen Glossen Nietzsches gegen Wagner sind über-

spitzt formulierte Auffassungen Burckhardts. Basel *und* Tribtschen: Nietzsche stand auf zwei verschiedenen Ebenen, lebte in sich abschließenden geistigen Räumen. Und hier tut sich der Blick in das Verhängnis auf, das Nietzsche durch die Berufung zum Schicksal wurde.

Sein Studium hatte er in Bonn begonnen und sich dort aus Rücksicht auf die Mutter – die «Frau Pastorin Nietzsche», wie sie sich stets nennen ließ – als Theologe immatrikuliert. Allgemein findet man zu lesen «Theologie und Philologie», aber auch das trifft nicht zu. Und damit beginnt hier schon die Doppelbödigkeit seiner Existenz, unter deren stets wachsender Spannung er 15 Jahre später, 1879, in Basel physisch zusammenbrach. Er gab sich also zu Hause als stud. theol. aus, vor den Kommilitonen war er Philologe, und dabei betrieb er beides nicht intensiv. Mitglied von Ritschls philologischem Seminar wurde er in Bonn noch nicht, aber er hielt Vorträge im protestantischen ‚Gustaf-Adolfs-Verein‘. Im Streit zwischen seinen beiden Lehrern Otto Jahn und Friedrich Ritschl neigte er mehr dem musischen Jahn, dem Mozart-Biographen, zu, ließ sich aber dann in Leipzig von Ritschl ausbilden. Das Christentum hatte er längst abgetan, wir können anhand seiner Kompositionen das Datum fixieren: Im Juli 1861, nur vier Monate nach der Konfirmation, nimmt er Stücke aus den Entwürfen zu einem Weihnachtsoratorium und konvertiert sie in eine Fantasie für Klavier vierhändig. Dennoch komponiert er noch im Januar 1866 ein ‚Kyrie‘ zum Geburtstag der Mutter und behauptet ihr gegenüber, das sei nun seit einem Jahre endlich wieder einmal und nur für sie eine Komposition, obwohl Entwürfe zu Byron-Vertonungen nur um einen Monat zurückliegen.

In Leipzig studiert er dann wirklich klassische Philologie und brilliert vor Lehrer und Kommilitonen in diesem Fach, obwohl er bereits jetzt weiß, daß dies nicht seine Sache, nicht seine Lebensaufgabe sein kann. Immer kräftiger packt ihn der Dämon der Philosophie, und er denkt sogar an ein philosophisches Dissertationsthema. Nach Studienabschluß will er mit Freund Rohde naturwissenschaftliche Studien beginnen, um seinen Blick in dieser

Richtung zu weiten und hier einen neuen Zugang zur Philosophie zu suchen. Diese Pläne waren schon recht ausgereift, da warf die Berufung nach Basel alles um, fand er den befreienden Weg zu sich selber wieder nicht und unterwarf er sich einer Scheinexistenz. Nach der ersten Aussprache mit Ritschl am 10. Januar 1869 schrieb er seinem Freund Rohde: «... kam eine Nachricht... jetzt... zittre ich an allen Gliedern und kann mich nicht einmal dadurch befreien, daß ich Dir mein Herz ausschütte. Absit diabolus!»

Das Schicksal hatte teuflisch nach ihm gegriffen, und er unterzog sich ihm, schicksalsgläubig wie er war. So stand er in Basel von allem Anfang an auf falschem Boden, in einer Existenzspaltung zwischen Beruf und Berufung. Im Januar 1871 glaubte er nochmals eine Möglichkeit zu sehen, sich aus dieser als unerträglich und aufreibend empfundenen Spaltung herauslösen zu können. Der philosophische Lehrstuhl der Stiftungsprofessur wurde durch den Wegzug Teichmüllers frei, und er bewarb sich. Aber er konnte kein philosophisches Fachstudium nachweisen. Seine gewiß gründliche Textkenntnis der griechischen Philosophie, mit einem Sprung direkt auf Schopenhauer, als dessen Apostel er sich offen gab, legiti mierten ihn nicht zum akademischen Lehrer des gesamten Gebietes der Philosophie. Ratsherr Vischer trat auf das Gesuch nicht ein und bewies damit, daß er keine Günstlingswirtschaft betrieb – denn er war Nietzsche persönlich außerordentlich gewogen –, sondern stets das Wohl der Universität voranstellte. Das Bewerbungsschreiben enthält Sätze von einer Offenheit der Selbstdarstellung, wie sie bis zum ‚Ecce homo‘ nicht wiederkehren: «Ich lebe hier in einem eigentümlichen Konflikt, und der ist es, der mich so erschöpft und selbst körperlich aufreibt. Von Natur auf das stärkste dazu gedrängt, etwas Einheitliches philosophisch durchzudenken und in langen Gedankenzügen andauernd und ungestört bei einem Problem zu verharren, fühle ich mich immer durch den täglichen mehrfachen Beruf und dessen Art hin und her geworfen und aus der Bahn abgelenkt... ich fühle, daß meine eigentliche Aufgabe, der ich im Notfalle jeden Beruf opfern müßte, meine philosophische, dadurch leidet... Ich glaube, daß diese Schilderung auf das

schärfste das bezeichnet . . . was meinen Körper erschöpft und bis zu solchen Leiden anwächst . . . die, wenn sie öfter wiederkehren sollten, mich rein physisch zwingen würden, jeden philologischen Beruf aufzugeben . . .»

So richtig der Entscheid Vischers für die Universität war, so katastrophal war er in den Folgen für Nietzsche. Zunächst zog er sich resigniert auf die ihm auferlegte Aufgabe zurück. Heimlich betrieb er aber mathematische und naturwissenschaftliche Studien, zu denen ihm die Universitätsbibliothek manches Werk darbot. Die erste Frucht dieser Studien, die entscheidende kleine Schrift ‚Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‘ von 1873 hielt er zurück; sie konnte erst im Nachlaß publiziert werden.

Aber nun beginnt das Phänomen «Krankheit» als Befreier von Lasten und Entscheidungen endgültig in Funktion zu treten. Schon im Sommersemester 1870 hatte ihn eine harmlose Fußverrenkung für einige Wochen von der übergroßen Last eines überladenen Schulprogramms befreit. Im August 1870 tat er den Fehlschritt, sich als Krankenpfleger im Kriege dem deutschen Heere zur Verfügung zu stellen. Sein übersensibles und dazu aus der innern Gespaltenheit überreiztes Gemüt war dem Kriegserlebnis und der Aufgabe eines Krankenpflegers in keiner Weise gewachsen. Eine als Ruhr und Rachendiphtherie diagnostizierte leichte Erkrankung löste ihn nach wenigen Tagen schon aus dem unangemessenen Abenteuer. Im folgenden Winter setzten allgemeine Erschöpfungszustände ein und verschafften ihm einen Urlaub, den er in Lugano zubrachte, wo er an seinem philosophischen Werk arbeiten konnte.

Das Schicksal hatte ihm in dem kritischen Theologen Franz Overbeck, der sich von der christlichen Kirche trennte, einen Hausgenossen und Freund beigesellt, der ihn immer wieder auf die kritische Auseinandersetzung mit dem Christentum hintrieb. Zu Weihnachten, wo noch das ganze künstlerisch-emotionelle Erleben dazukam, und nach Neujahr, da er regelmäßig Lebensrückschau hielt, warfen ihn die seelischen Erschütterungen von 1875 an alljährlich ohne Ausnahme aufs Krankenbett, ja es kam sogar bis zu tiefen Ohnmachten. Auch der endgültige Zusammenbruch, anfangs

Januar 1889, erfolgte im Anschluß an diese Festtage. Nach dem Wegzug Wagners von Tribtschen im April 1872, als die persönliche Faszination ausblieb, wurde Nietzsches Verhältnis zum Menschen und zum Werk immer kritischer, baute er die Traumexistenz von Tribtschen ab. Denn auch diese, schon von Nietzsche selber als «Freundschaft» mißverstandene Beziehung ruhte eigentlich auf verschiedenen Ebenen, war in sich gespalten. Nietzsches eigene Kompositionen verraten eindeutig, daß er als Musiker und als Lyriker nicht die geringste Affinität zur Gefühlswelt und Gefühlsmächtigkeit Wagners besaß. Schumann und Chopin lagen ihm näher. Und eine neue Größe erschien: Johannes Brahms. Am 9. Juni 1874 hatte Nietzsche in einer Münsteraufführung das ‚Triumphlied‘ von Brahms gehört und war davon beeindruckt; er gesteht «aesthetische Gewissensbisse». Den Klavierauszug nahm er im Sommer nach Bayreuth mit und brachte Wagner damit derart in Wut, daß es beinahe hier schon zum offenen Bruch gekommen wäre. Ein dringender, ärztlich verordneter Kuraufenthalt im darauffolgenden Sommer 1875 in Steinabad im Schwarzwald entthob ihn der Konfrontation mit dem Werk Wagners in den Proben, die diesen Sommer bereits in Bayreuth durchgeführt werden konnten. Im nächsten Sommer, dem Festspieljahr 1876, erlaubte ihm die Krankheit die förmliche Flucht aus Bayreuth und wurde Anlaß zu dem Urlaubsjahr – dem Sorrentiner Winter bei Malwida von Meysenbug und dem Sommer in Rosenlauibad –, in dem das erste eigentliche philosophische Werk ‚Menschliches – Allzumenschliches‘ zu entstehen begann. Auch von den Stunden am Pädagogium sich zu befreien half ihm sein Zustand, obwohl auch dies wieder die falsche Lösung war. Er hätte Lehrer bleiben sollen, wozu er sich in höchstem Sinne berufen fühlte, und die Professur an der Universität, die ihn zur Philologie zwang, aufgeben müssen. Aber auch dieser Fehlentscheid wurde endgültig aufgehoben durch den völligen Zusammenbruch der körperlichen Kräfte im Frühjahr 1879, der seiner Basler Tätigkeit ein Ende setzte und ihn von der von allem Anfang an falsch gestellten Aufgabe befreite und aus der zermürbenden Existenzspaltung löste.

Zutiefst wußte er schon längst von dem Verhängnisvollen seiner Doppexistenz, und er verlor das Bewußtsein davon nie. Nach der mißglückten Bewerbung um die philosophische Professur schwieg er zwar lange darüber. Aber am 30. August 1877 schrieb er Frau Marie Baumgartner: «Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße *Zwang* war, den ich mir selbst in Basel antun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin . . . Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich gibt, als sie sich in meiner Basler so achtbaren Stellung ausdrückt . . . Ich lechze nach *mir* – das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre.»

Und am 18. November 1878 äußert er sich gegenüber dem Freiherrn von Seydlitz: «Briefe schreiben geht nicht mehr. Ich habe meinem *Amte* und meiner *Aufgabe* zu leben . . . viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit.»

Aber den Entschluß, dieses zehrende Verhältnis zu lösen, konnte er trotz des beschwörenden Zuspruchs seiner Freunde nicht fassen, bis «es» das Schicksal in der Maske der Krankheit über ihn verfügte und die Lösung erzwang.

Auch der endgültige geistige Zusammenbruch 1889 ist eine solche «Erlösung». Er glaubte als Philosoph der Welt ein systematisches «Hauptwerk» schuldig zu sein. Er begann mehrmals damit und kündigte es auch an. Er sah noch nicht, daß auch diese selbstgestellte Aufgabe seiner Weise des Philosophierens stracks zuwiderlief, wie auch die Herausgeber, die das Buch ‚Der Wille zur Macht‘ als dieses «Hauptwerk» bezeichnet haben, das Charakteristische seiner philosophischen Artung nicht erkannt haben. Aber er hätte eines Tages die Einsicht in die Unmöglichkeit gewinnen müssen, und diese bittere Erkenntnis blieb ihm dadurch erspart, daß der Wahn ihm den philosophischen Geist hinwegnahm – während das Musikalische noch lange erhalten blieb: Noch 15 Monate nach dem Zusammenbruch spielte er auswendig eine Sonate von Beethoven aus dessen Opus 31!

So sind Glück und Verhängnis gleichermaßen in diese Basler Professur eingewoben. Beides beeinflusste die geistige Entwicklung

und das Werk Nietzsches. Dadurch wird der 19. April 1869 zu einem Schicksalstag der neuern europäischen Geistesgeschichte.

Nietzsche hatte sich auf den Tag genau 100 Jahre nach Goethe an der Leipziger Universität immatrikuliert. 100 Jahre nach seinem Antritt starb in Basel der im ‚Zarathustra‘-Jahr 1883, im Todesjahr von Karl Marx und Richard Wagner, geborene Philosoph Karl Jaspers. Die Großen reichen sich über die Jahrhunderte hin die Hand, und ihre Schicksale sind in rätselvoller Weise ineinander verschlungen.